

Einblick von außen ... mit Yuval Weinberg

Yuval Weinberg ist seit September 2020 Chefdirigent des SWR-Vokalensembles. Er wurde 1990 in Tel Aviv geboren und studierte Chordirigieren bei Jörg-Peter Weigle an der Hochschule für Musik Hanns Eisler Berlin und bei Grete Pedersen an der Norwegischen Musikhochschule. Begonnen hatte er seine Ausbildung in den Fächern Orchesterdirigieren und Gesang an der Buchmann-Mehta Musikhochschule der Universität Tel Aviv.

Seit Sommer 2019 ist er erster Gastdirigent vom Det Norske Solistkor in Norwegen und künstlerischer Leiter des europäischen Ensembles EuroChoir. Regelmäßig arbeitet er u. a. mit dem Chor des Bayerischen Rundfunks zusammen. Yuval Weinberg ist Preisträger zahlreicher internationaler Wettbewerbe und war Stipendiat und Finalist des Dirigentenforums des Deutschen Musikrats.

Susanne Hein (SH): Herr Weinberg, Sie waren gerade zu Besuch in der Münchner Stadtbibliothek im Gasteig – was hat Sie zum dortigen Besuch veranlasst?

Yuval Weinberg (YW): Ich lerne jetzt neues Repertoire und bereite ein paar Projekte beim SWR vor. Zurzeit ist es so, dass sehr viele Projekte ausfallen, und dadurch müssen wir ganz schnell Ersatzprogramme finden. Ich finde es schwierig, Programme anzubieten, bevor ich das Repertoire richtig kenne. Ich versuche es also zu vermeiden, dass die Proben beginnen und ich mich fragen muss: Wieso habe ich das Programm so zusammengestellt? Das heißt, mich tiefer mit den Stücken zu beschäftigen, bevor alles feststeht. Aus dem Grund bin ich hierhergekommen: Wir machen mit dem SWR-Vokalensemble im Mai ein Programm mit *Songs of Ariel* von Frank Martin auf Texte von Shakespeare. Und ein Werk von Kaija Saariaho: *Nuits, adieux*. Zur Neuen Musik gibt es oft sehr wenig Literatur. Wenn man ein gutes Buch oder Interview mit dem Komponisten oder der Komponistin findet, kann man viel verstehen. Brahms wird an der Musikhochschule vermittelt. Aber bei Neuer Musik haben die Komponierenden oft eine eigene Sprache, und dann hilft die Tradition nur wenig. Wer die Vorgeschichten und Grundgedanken kennt, kriegt einen wesentlich besseren Zugang. Und erst wenn wir Ausführenden den Zugang haben, dann kann es passieren, dass das Publikum Zugang findet und sich damit identifiziert. Ich habe hier im Gasteig ein Heftchen zu Kaija Saariaho gefunden, da sind mehrere Texte über sie und ein Gespräch mit ihr drin, das ist super. Dort beschreibt sie sich, wie sie ihre Kompositionen sieht und warum sie komponiert, und wenn man dann die Noten vor Augen hat, kann man sich gut vorstellen, wie der Kompositionsprozess war und wieso sie die nächtliche Liebe mit vielen anderen Aspekten von Liebe kombiniert. Es gibt ja im Deutschen so wenige Worte für Liebe – im Griechischen z. B. sind es viel mehr.



Foto: Bettina Wolff

Mit Musik kann man viel konkreter zeigen, was gemeint ist. In *Nuits, adieux* gibt es eine Stelle, einen Höhepunkt, kann man sagen, an dem der ganze Chor auf einmal intensiv stöhnt, und es klingt wie eine lustvolle Nacht – aber sie hat das Stück ihrer Oma gewidmet: Ich frage mich, welche Bedeutung das haben kann. Durch das Interview dort komme ich auf die eine oder andere mögliche Antwort.

SH: Welche Musikbibliotheken kennen Sie darüber hinaus?

YW: Ich bin sehr oft in der Bayerischen Staatsbibliothek, dort gibt es sehr viel Literatur und Partituren, die ich anschau, bevor ich sie dann teils selbst kaufe. Einmal habe ich eine amerikanische Studie zu Heinrich Schütz als Mikrofilm gefunden. Zu Chormusik gibt es nicht so viel Sekundärliteratur. Aber ich finde es schön, dass man im Gasteig direkt ans Regal gehen kann. Die Magazinbestellungen in der Staatsbibliothek sind natürlich aufwendiger. Als ich in Berlin studierte, habe ich oft die Bibliothek der Hochschule für Musik Hanns Eisler benutzt. Damals war nichts elektronisch. Auch dort konnte man nicht selbst an die Notenregale. Sie hatten relativ wenig Chormusik, es waren nur die Klassiker da. Und es gab zwei verschiedene Katalogsysteme mit Kärtchen, das war nicht immer einfach, dort etwas zu finden. Seitdem haben sie aber viel geändert.

Und in der Bibliothek der Norges musikkhøgskole in Oslo war es ganz anders, dort hatten sie sehr viel Chormusik, was für mich sehr spannend war. Das liegt an der dortigen Tradition, dass mehr Leute in Chören singen. Auch in der Hochschule hatte der Chor mehr Raum. An der Hanns Eisler sind die Leute eher solistisch ausgerichtet. In Oslo haben die Gesangsstudierenden im Chor gesungen und die Dirigierstudenten haben Chöre dirigiert. Es gab viel Chorrepertoire in der Bibliothek, auch sehr komplizierte Stücke. Ich habe immer wieder die Noten gesichtet und mir eine Liste gemacht. Zu vielen Stücken gibt es noch keine Aufnahme. Seit den Zeiten von Eric Ericson gab es in Skandinavien einen großen Aufschwung: Ganz viele Komponist*innen haben versucht, für Chor anders zu schreiben als zuvor. Das ist ganz anders als die deutsche Chormusik der Moderne. Und dann schätze ich natürlich das Notenarchiv des SWR. Ich war erst einmal vor Ort, bin ja noch neu, aber meine Ansprechpartnerin Frau Diesch besorgt uns immer kurzfristig Noten und schickt sie ins Büro, das ist sehr komfortabel und ermöglicht uns, vor allem in diesen Zeiten, schnell zu entscheiden.

SH: Wo schauen Sie nach, wenn Sie Noten oder Literatur suchen?

YW: Ganz einfach, gebe ich zu: Ich google als erstes das Stück und schaue, was ich Naheliegender finde. Ich lerne immer den Text separat und fange an, etwas über den Text und den Dichter zu erfahren,

suche auch nach Gedichtanalysen. Und dann suche ich etwas über die Musik und leihe mir dann in der Staatsbibliothek viele Bücher aus. Ligeti z. B. hatte sehr unterschiedliche Kompositionsphasen. Um hierzu einen Überblick zu bekommen, musste ich extrem viele Bücher mit nach Hause nehmen, um die für mich interessanten Absätze zu finden. Und dann suche ich bei Musik, zu der es nicht viel Literatur gibt, oft in der Naxos Music Library nach Booklets von CDs. Neulich habe ich dort z. B. Interessantes über Lily Boulangers Chorwerke gefunden.

SH: Welche Erlebnisse verbinden Sie mit Musikbibliotheken?

YW: Wie gesagt, früher habe ich stundenlang in der Bibliothek gesessen und Noten gesichtet. In Oslo gab es so einen ruhigen Raum mit 6 bis 8 Tischen nur zum Studieren. Es gab WLAN, so dass man die Musik sofort hören konnte. In München habe ich mehrfach in der Staatsbibliothek im Lesesaal gesessen, aber da konnte ich mich nicht so gut konzentrieren, der Saal war einfach zu groß. – Der Musiklesesaal? – Interessant, den kenne ich nicht, ich meinte den Hauptlesesaal.

SH: Worin liegt für Sie die Zukunft der Musikbibliothek?

YW: Ganz ehrlich gesagt habe ich mir bis jetzt wenig Gedanken darüber gemacht. Aber ich mache mir sehr viele Gedanken um die klassische Musikwelt und ihre Zukunft. Vielleicht gibt es da Parallelen? Ich bin sehr gespannt, in welche Richtung es weitergeht. Und hoffe sehr, dass wir den Raum für diese Kultur und Tradition behalten.

Susanne Hein führte das Interview mit Yuval Weinberg am 30. März 2021 per Zoom.